

Besprechungen

Ethik

Die Ethik Jesu in ihren Grundlagen.

Von Prof. Dr. Joseph Herkenrath.
(5. Band der Abhandlungen aus Ethik und Moral, herausgegeben von Fritz Tillmann.)
8° (315 S.) Düsseldorf 1926, Schwann.

Der Verfasser tritt an seine ideale, schwierige und höchst zeitgemäße Aufgabe mit den erforderlichen Vorbedingungen heran. Ein hoher sittlicher Ernst und ein ausgereiftes, abgeklärtes Urteil, ein tiefer, lebendiger Glaube an den Gottmenschen Jesus Christus paart sich mit einem überaus glücklichen, induktiven Herausarbeiten des Allgemeingültigen und Grundfälligen aus dem Gelegentlichen und Volkstümlichen der evangelischen Lehren und Begebenheiten, dem richtigen Verständnis für die ethische Haltung der heutigen wissenschaftlichen und populären Seele, einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen exegetischen, dogmatischen, philosophischen und psychologischen Literatur und einer äußerst besonnenen, kritisch fein abgestimmten Scheidung ihres Wahrheits- und Irrtumsgehaltes. Diesen inhaltlichen Vorzügen reiht sich der architektonische Aufbau mit seiner klaren, edlen Linienführung und seiner anspruchslosen und doch so ansprechenden, durchsichtigen, von allem modernen Überschwang unberührten Darstellung ebenbürtig an.

So unaufdringlich das intellektuelle Ethos des Verfassers, so verhalten und maßvoll seine Würdigung des Werkes und der Lehre Jesu ist: um so ergriffener wird Verstand, Wille und Gemüt des Lesers mit fortschreitender Vertiefung von der einzigartigen Einfachheit, Innerlichkeit, Heiligkeit, Charakterfestigkeit, Gottähnlichkeit und zugleich Wirklichkeitsfakttheit, Menschenfreundlichkeit, Milde, Lebensbejahung, Glücksbefriedigung der Ethik Jesu. Nur selten hebt der Verfasser mit eigenen Worten das Imperativistische, Normative, Gesetzgeberische der Anforderungen Christi hervor; stets bleibt er streng wissenschaftlich ohne alle erbaulichen, paränetischen, aszetisierenden Nebenzwecke. Und doch oder vielleicht gerade deshalb wird dem besinnlichen, ehrlichen, aufgeschlossenen Leser die Dringlichkeit, Selbstherlichkeit, Übermenschlichkeit, Göttlichkeit des erhabenen Inhalts der Predigt Jesu zum nie zu verwirklichenden Ideal, zum heiß ersehnten Vorbild, zum reumütig weckenden

Gewissen, zum vertrauensvoll stimmenden Heilsquell.

„Man hat an den Worten Jesu herumgemäkelt, ob sie auch für die heutige Menschheit noch wegweisend sein könnten. Damit sind Bedürfnisse und Stimmungen des modernen Menschen, seine zeitgeschichtlich bedingten Anschauungen zum Ausgangspunkt für die Beurteilung der Predigt Jesu erhoben, anstatt umgekehrt mit den Forderungen Jesu Ernst zu machen und in ihrem Geiste Leben und Kultur zu gestalten. Wir haben nicht das Recht, Jesu Weisungen umzumodeln, zurechtzustutzen oder gar zu zerstückeln, um sie dem modernen Empfinden annehmbar zu machen. Wir müssen den Glauben aufbringen, daß sie die unverrückbare Norm darstellen, der die Menschheit sich zu unterwerfen hat, und daß eine restlose Hingabe an sie und ihre strenge Durchführung das einzige Rettungsmittel ist.“ Da meint man ja den Christus der altchristlichen und mittelalterlichen Mosaiken und Domapsiden riesengroß als Weltenrichter und Welterlöser, als den Lehrer, Wegweiser, Hirten, Erlöser und Gottmenschen der Gesamtschöpfung vor sich zu sehen.

Soll ich aus dem Reichtum der Leitmotive — die Detailbetrachtung und Einzelkritik scheidet für den Ideengehitzler völlig aus — einzelne hervorheben, die einen besondern Eindruck auf mich gemacht haben: so wäre es an erster und vornehmster Stelle der überwältigende und eingehend geführte Nachweis, daß der göttliche Lehrer das gesamte sittliche Verhalten auf das eine Doppelgebot der vollkommenen Gottes- und Nächstenliebe zurückgeführt hat. Damit hat der Herr dem sittlichen Verhalten — gegenüber dem erdrückenden Wust, der veräußerlichten Werkheiligkeit und doktrinären Kasuistik der damaligen jüdischen und heidnischen Leiter des Pharisäertums und späterer Schulmeinungen — die ewig sich verjüngende, werbende, erhebende, befreiende, vertiefende Einheit, Einfachheit, Innerlichkeit, Religiosität, Diesseitsjenseitsspannung gegeben.

Von dieser Höhe mit ihrer reinen Atmosphäre und ungetrübten Blickweite können wir dann das allseitige, ebenmäßige Urteil gewinnen über die Stellung Jesu zu den diesseitigen, irdischen, weltlichen Lebensordnungen und Lebensgütern, als da sind Reichum, Familie, Staat, Berufsstände, Arbeit. Herken-

rath zeigt völlig unbefangen, daß alle diese Werte bloß an der Peripherie der sittlichen Haltung der Lehre Christi liegen. Prinzipiell und losgelöst vom religiösen Gedanken nimmt er kaum Stellung zu ihnen. Arbeitet man aber aus den verstreuten, gelegentlichen Äußerungen das Gemeinsame, den Geist heraus, so könnte man sie auf die Formel des hl. Thomas bringen: Die Gnade tastet die Vernunftordnung nicht an, sondern läßt sie zu Recht bestehen, setzt sie voraus, adelt und krönt sie. Es ist dieselbe Auffassung, die der hl. Ignatius im Anfang der Exerzitien vom Gebrauch der Geschöpfe entwickelt: sie haben vom religiös-ethischen Standpunkt die Bedeutung des Gebrauchswertes, des Mittels und sind darum im Licht des höheren Zieles zu bewerten und dementsprechend entweder zu bejahen oder zu verneinen. Damit ist allen Aussprüchen des Herrn, etwa über Haß von Familienangehörigen, über Gefahren des Reichthums, ihre scheinbare Härte genommen. Christi Geist atmet bei aller prinzipiellen Eindeutigkeit und Entschiedenheit allüberall Weite, Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit. Dies gezeigt zu haben ist ein weiteres Verdienst des Verfassers.

Für den Philosophen und Philosophiehistoriker hat es einen besondern Reiz, die tief-schürfenden, psychologisch und metaphysisch harmonisch abgestimmten Ausführungen zu verfolgen, in denen die Spannungseinheiten zwischen Autonomie und Heteronomie, Pflichtbewußtsein und Lohnmotiv in der Ethik Jesu bestimmt werden. Es ist ein wahrer Genuß, zu sehen, wie siegreich der Verfasser — bei aller Anerkennung des Bedeutsamen der Kantianischen Moral im Einzelnen — die Überlegenheit, Reinheit, Motivationskraft, Allseitigkeit der christlichen Ethik gegenüber den Einseitigkeiten, Schroffheiten, Wirklichkeitsfremdheiten der neuzeitlichen, speziell der Kantianischen, Moral herausgearbeitet hat.

Nur einen Mangel empfinde ich in dem Ganzen der Schrift. Der Verfasser beschränkt sich prinzipiell und tatsächlich auf die Synoptiker. Soviel ich den heutigen Stand der exegetischen Forschung beurteilen kann, liegt zu dieser methodischen Rücksichtnahme kein durchschlagender Grund vor. Der katholische Gelehrte nimmt selbstverständlich das Johannevangelium als göttlich inspiriert und als geschichtlichen Bericht an. Rein vordogmatisch und apologetisch betrachtet ist die rationalistische Kritik in ständig rückläufiger, den früheren traditionellen Annahmen sich freundlich annähernder Bewegung begriffen. Welch schöne, lebensvolle, mannigfaltige, tiefgehende

Bereicherungen aber die synoptischen Belege durch die Johanneischen finden würden, ist offenkundig. Ich erinnere für den Zentralgedanken der alles bemessenden Gottes- und Nächstenliebe nur an die einzigartigen, gemütvollen Motive der Abschiedsrede.

Bernhard Jansen S. J.

Deutsche Literatur

Martin Dpiz. Von Friedrich Gundolf. gr. 8° (52 S.) München und Leipzig 1923, Duncker & Humblot. M 1.25

Universitätsprofessor Dr. Friedrich Gundolf (Gundelfinger) gehört zu jenen Schriftstellern, die am nachdrücklichsten und wirksamsten gegen die literarhistorische Betrachtungsweise der Dichter und ihrer Erzeugnisse, wie sie vor noch nicht gar so langer Zeit allgemein an deutschen Universitäten üblich war, ankämpften. Vor bald zehn Jahren hat sein umfangreiches Werk über Goethe bekanntlich in weiten Kreisen einen Jubel der Begeisterung ausgelöst, der heute bereits einer merklich kühleren Stimmung und Einschätzung Platz zu machen beginnt. Damals pflegten die Lobredner des vielbewunderten Buches mit besonderer Betonung darauf hinzuweisen, daß Gundolf in seinem 800seitigen Werke nur ein einziges Mal eine Jahreszahl nenne, und so schien denn die Literaturgeschichte „ohne Namen und Zahlen“, von der anscheinend manche unserer jungen Kritiker das Heil erwarteten, bereits in greifbare Nähe gerückt.

Es schadet nichts, wenn man angesichts der vorliegenden kleinen Arbeit Gundolfs über Dpiz seine übereifrigen Verehrer an ihren damaligen Enthusiasmus für sein Goethebuch erinnert; denn die Schrift über den literarischen Gesetzgeber des 17. Jahrhunderts nimmt sich aus wie eine Rückkehr ihres Verfassers zu der von unsern Modeliteraten so tiefverachteten und bereits totesagten „Biographie“. Schon die Lebensskizze, die Gundolf von seinem Helden entwirft (S. 7—12), ist so reichlich mit Daten, Namen und sonstigen biographischen Einzelheiten bedacht und ausgerüstet, daß sie in jedem literarhistorischen Werk der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stehen könnte. In Wahrheit erblicke ich darin nicht den Beweis von beginnender Alterschwäche Gundolfs, sondern eher ein Anzeichen von klugem Einlenken und ersprießlicher Selbstbesinnung des gefeierten Verfassers. Er sieht offenbar ein, daß die biographische Arbeitsweise auch in Zukunft die Grundlage der geistesgeschichtlichen Darstellung bilden muß und daher selbst für den in-